

Gleiche Arbeit - Gleicher Lohn

Autor(en): **Müller, Magdalena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **12 (1917)**

Heft 12

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gleiche Arbeit — Gleicher Lohn.

Mehr wie je verlangen Zeit und Verhältnisse, daß die Frau, die Arbeitermutter, zufolge des allzu geringen Verdienstes des Vaters und der endlosen Teuerung vom häuslichen Herde fortgerissen wird in die Fabrik, zum Spetten oder sonst zu irgendeiner Erwerbsarbeit. Für die Arbeiterfrau gilt das Wort schon längst nicht mehr: Die Frau gehört ins Haus. Das Kapital begehrt unbarmherzig auch nach ihrer Arbeitskraft, um sie auszubeuten. Vor allem deshalb, weil sie um einen geringeren Lohn arbeitet wie der Mann.

Heute gibt es zahlreiche Frauen und Mütter, die am Schraubstock, an der Drehbank, ja selbst am Amboß stehen, um durch ihre Erwerbsarbeit das eigene Dasein und das ihrer Familie zu erleichtern. So müssen selbst noch indirekt Hilfe für den Krieg leisten. Dieser hat dem Kapital ganz gewaltige Machtmittel in die Hand gegeben, um aus der Frauenarbeit ungeheuren Profit herauszuholen. Die Frau, die oft genug gleiche schwere Arbeit wie der Mann verrichten muß, erhält in den meisten Fällen nur den halben Lohn wie er, oft noch weniger. Sie wird rücksichtslos vom profitgierigen Unternehmertum zur Lohnrücken des eigenen Mannes gemacht.

Infolge des Umstandes, daß die Frau die gleichen Lebensmittelpreise wie der Mann zu bezahlen hat, soll sie auch das Recht haben, für gleiche Arbeit den gleichen Lohn wie der Mann zu erhalten. Der Weg, der zu diesem Ziele führt, ist überall eine starke Organisation. Denn einzig eine zielbewusste Arbeiterschaft kann die heftigen unhaltbaren Verhältnisse bessern. Das beweisen die an manchen Orten durchgeführten Bewegungen gegen die Teuerung, für Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit. Ein beredtes Beispiel dafür, was der Zusammenschluß der Frauen vermag, zeigen die Uhrenarbeiterinnen in der Westschweiz, die in großer Zahl dem Metall- und Uhrenarbeiterverband angehören. Ebenso haben unlängst die Textil- und Metallarbeiterinnen in Schottland bedeutende Erfolge errungen. Das alles lehrt, daß die Frau wie der Mann der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation anzuschließen und in ihr ihren Einfluß zu verwirklichen hat.

Magdalena Müller, Arbon.

Ein Buch der Wahrheit.

Als ich am Morgen des 1. August 1914 durch die Hallen des Hamburger Niesenbahnhofes eilte, vorbei an einer stummen Menschenmenge, welche die furchtbare Tatsache, daß der Krieg ausgebrochen, noch nicht fassen konnte, schlugen die Worte an mein Ohr: Nun werden wir erleben, was Wilhelm Lamäzus in seinem Buch „Das Menschenschlachthaus“ geschildert hat. Und vor mir tauchten jene Bilder auf, in denen der Verfasser die Schrecken eines kommenden Krieges malt, dem alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik zu Dienste sind. Heute liegt nun das Buch eines österreichischen Schriftstellers vor mir, der als Offizier die Kämpfe an der Isonzofront mitemachte und dessen packend geschriebene, psychologisch feine Skizzen aus dem Erleben herausgeschaffen wurden und von dem großen Menschenschlachten ein so grauenvolles Bild geben, wie es Lamäzus, der immer mit der Möglichkeit des Weltkrieges und seinen Schrecken gerechnet, auch nie hätte ahnen können. Das im Verlag von Rascher u. Cie. erschienene Buch „Menschen im Krieg“, das der Verfasser Freund und Feind gewidmet hat, ist ein furchtbarer Notruf von Menschen, die der Krieg aus ihrem Leben und Wirken herausgerissen zum großen Menschenmord, der sie körperlich und seelisch verstümmelt und zugrunde richtet. Zur harten Anklage unserer heutigen Gesellschaftsordnung werden die seelischen Konflikte jenes Hauptmanns, der von einer gereiften Menschlichkeit getragen und gezwungen ist, seine Landsturmkompanie auf den verlorenen Posten zu führen. „Er führte seine einfachen Leute, diese Maurer, Monteure, Landarbeiter, die zu Hause über ihren Werttag gebeugt, dahin

gelebt hatten, gegen italienische Maurer, Monteure und Landarbeiter. Sie gingen, keuchten hinter ihm her; und er — — — er führte sie. Führt sie, gegen seinen Glauben, aus erbärmlicher Feigheit, und forderte von ihnen Mut und Todesverachtung. Er hatte sie beschwagt, hatte ihr Vertrauen mißbraucht, weil er eben lieber, für eine Lüge, vielleicht am Leben blieb, vielleicht doch noch heil aus dem Kriege heimkam, als sich für die Wahrheit, an die er glaubte, sicher füßelieren zu lassen.“

In streng realistischer Weise zeigt der Verfasser das Grauen des Schlachtfeldes, den Eindruck, den die direkt von der Front kommenden Lazarettzüge in ihm hinterlassen. „Wie soll ich sie je verstehen, die Erinnerung an die Wolke von Scholl- und Blutgeruch, von Drachennüstern aus die fröhliche Wiege gelassen? Werde ich nicht ewig die endlosen Schlängen sehen, wie sie so träge herankrochen, als wären sie übersättigt mit Menschenfleisch? Aus hundert Fenstern bligten weiße Verbände, fixierten verlastete, stumpfe Augen, liegend, hockend, aufeinandergepfert, Leib an Leib, hingen sie wie blutige Dolden noch auf den Trittbrettern, als überquellender Reichtum an Schmerz und Not. Und die jämmerlichen Reste von Kraft und Jugend sahen mitleidig, jawohl, mitleidig auf unsern Zug.“ (Der zur Front geht, von der der Muischrei geht: Menschenelast!)

Voll Grauen und bitterer Fronte ist die Skizze „Helbentob“, wo ein totwunder Offizier in seinen Fieberphantasien plötzlich seinen Vurschen versteht, über dessen hurrapatriotischen Floskeln und wilde Kriegsbegeisterung er sich so oft geärgert. Eine Granate hat dem unglücklichen Jungen den Kopf vom Rumpfe getrennt, an Stelle des Kopfes saß nach dem Einschlagen des Geschosses die schwarze Grammophonplatte, die unmittelbar vorher im Schützengraben ihre Weisen ertönen ließ. Und jetzt im wirren Fiebertraum kommt der Offizier plötzlich dahinter, daß dem Kadetten gleich bei seinem Einrücken in die Batterie der Kopf weggenommen worden sei und ersetzt durch eine Grammophonplatte, die nichts verstand, als nur den Nationalmarsch zu spielen. „Mit der flachen, runden Scheibe, die man ihm aufgesetzt, konnte er natürlich nicht begreifen, daß die italienischen Soldaten, die zerlegt und blutig an der Batterie vorbeigeführt wurden, auch vielleicht zu Hause gelieben wären, wenn nicht ein Mafat an der Straßenecke sie genau so gezwungen hätte alles stehen und liegen zu lassen, wie die Mobilmachung in Ungarn die ungarischen Kanoniere.“ Darum hatte der Junge immer und immer wieder nur den stereotypen Satz gemurmelt: „Totschlagene soll man die Hundel!“ Ist nicht in dieser Skizze eine harte Anklage gegen die hurrapatriotische Jugendzucht mit ihrer Rassenüberhebung, von der nur ein kleiner Schritt ist zum Rassenhaß?

Am bittersten wird der Verfasser wohl in der Skizze „Der Sieger“, die uns einen siegreichen, kommandierenden General in seinem Standquartier hinter der Front zeigt beim musikalischen Nachmittagskaffee, wo man sich unterhält über die gegensätzlichen Wirkungen des Krieges und die Friedensbestrebungen aus nacktem Egoismus lächerlich zu machen sucht. Daß die elegante frohe Gesellschaft in keiner Weise unangenehm an die Schattenseiten des Krieges erinnert wird, dafür hatte der fürsorgliche General gesorgt, indem er dem Garnisonschefarzt bedeutete, daß alles, was Verbände trägt, verstümmelt ist oder sonstwie geeignet erscheint, deprimierend auf die allgemeine Kriegsbegeisterung einzuwirken, künftighin in den Spitalern konfiguriert werde. „Wer krank ist, gehört ins Bett und wer sich genügend kräftig fühlt, in die Stadt zu gehen und im Kaffeehaus zu sitzen, der melde sich an die Front zurück, wohin die Pflicht ihn ruft. So sitzt man denn wohligh und geborgen am Kaffeetisch. „An allen Tatsachen flammte das Gespräch auf, wurde die gegensätzliche Wirkung des Krieges abgewandelt, ergingen die Spätmacher sich in witzigen Bemerkungen über das Schreibergeschwäg der Friedensfreunde. Nicht ein einziger saß in der Gesellschaft, dem der Krieg nicht wenigstens zwei Auszeichnungen gebracht, materielle Sorglosigkeit und eine herrschaftliche Lebensführung wie sie in Friedenszeiten nur viel beneideten Geldmagnaten beschieden ist. Der Krieg trug in diesem Kreise die Maske Knecht Rupprechts einen Sack voll guter Gaben auf dem Rücken und eine Anweisung auf glänzende Karriere in der Hand.“ Friedensgedanken tauchen als Schreckensgespenster auf in diesen Kreisen, die sich erst dann wieder verflüchten, wo von der Front her, über die man sich in verhängnisvollen Phrasen ergeht, beruhigendes Trommelfeuer ertönt — — — „Front“ — „Feind“ — „Helbentob“ — „Sieg“ — mit hängender Zunge und rollenden Augen rasen die Köter durch die Welt.

Millionen, die man vorsorglich gegen Typhus, Pocken, Cholera geimpft, heßt ihr bis in Kaserei! Millionen werden in